

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 76. Bromberg, den 21. April 1927.

Die Tunnelbauer.

Roman von Otto Hoecker.

Urheberschutz durch die Stuttgarter Roman-Zentrale C. Ackermann, Stuttgart.

(9. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Ich hätte nicht kommen sollen, am wenigsten in so einem Aufzug!" äußerte er bitter und sah an seinem berußten Ölzeug, das er noch von der Schicht her auf dem Leibe trug, hinunter. Einen Moment schien er zu erwägen, ob er dem jäh wieder in ihm aufsteigenden Trotz nicht nachgeben und sich neben den eben die Zügel ergreifenden und dem Pferd zuschnalzenden Doktor setzen sollte. Doch da zog das Tier schon an und im gleichen Moment wandte sich der Rancher nach seinem Erstgeborenen um.

Sekundenlang standen beide unbeweglich und schauten sich in die Augen, ohne daß ihnen eine Begrüßung in den Sinn gekommen wäre; nicht anders, als knüpften sie an den damaligen Auftritt an, der ihre Herzen so unversöhnlich gemacht hatte. Floyd war die Kehle wie zugeschnürt.

Dann nahm er seine Kraft zusammen. „Ich habe beim Schichtwechsel gehört, was sich zugetragen hat!" meinte er rauh, und die Anstrengung verriet sich durch Schweißtropfen, die auf seiner Stirn hervorperlten. „Sonst wäre ich nicht in solchem Aufzug gekommen — aber ich verlor den Kopf und begann zu laufen. Unterwegs nahm mich der Arzt in seinen Wagen. Ist Bob wirklich — wirklich — —?"

Seine Stimme versagte wieder, er konnte das Ungeheuerliche nicht aussprechen.

„Ja," sagte sein Vater, „er starb mir unter den Händen, gerade als ich ihn mit Bessie hier ins Bett legen wollte . . . Er hat so lange gegen den Tod gekämpft, weil er daheim sterben wollte. Das war sein letztes Wort."

„Kann ich ihn sehen?" brachte Floyd unsicher hervor. Er hätte vor bitterem Weh laut aufschreien mögen. Das Wiedersehen mit seinem Vater hatte er sich so ganz anders vorgestellt. Daß ihn der alte Mann nicht einmal eines Händedrucks würdig halten und so ganz und gar keine innere Bewegung bei seinem Anblick zeigen würde, hätte er nicht für möglich gehalten. So hatte er ihn also völlig aus seinem Herzen verbannt! Wäre er doch in seinem ersten Schrecken nicht heimgelaufen! Nun würde es ihn harte Wochen kosten, bis er sich mit dieser unverdienten Demütigung wieder abgefunden haben würde!

„Kann ich meinen Bruder sehen?" fragte er noch einmal. „Ich habe nicht viel Zeit, ich muß zurück — und der Weg ist weit."

„Es steht ein Pferd für dich im Stall," sagte sein Vater. „Komm!"

Unter der Tür blieb er wieder stehen und wendete sich nach Bessie um, die die ganze Zeit über mit pochendem Herzen und gefalteten Händen gestanden hatte und ihn nun bittend ansah.

„Über den Toten darf man nicht die Lebenden vergessen," sagte er in seiner gewöhnlichen, kurz angebundenen Art. „Der weite Weg muß Floyd hungrig gemacht haben. Richte ihm, bevor er nachher wieder fortreitet, etwas zu essen. Komm!" wandte er sich nun nochmals an den Sohn und ging ihm voran ins Totenzimmer.

Mit gebeugtem Haupt trat Floyd über die Schwelle. Dann, als er sich an das im Raume herrschende Halbdunkel gewöhnt hatte und sein Blick auf das schon wächsern gewordene, kaum verletzte Gesicht des Bruders fiel, dessen verstümmelter Körper ein weißes Laken deckte, da konnte er ein wehes Aufschluchzen nicht unterdrücken.

„Bob!" stöhnte er auf, ohne von der Gegenwart des alten Mannes, der neben der Tür stehen geblieben war, noch länger etwas zu wissen. „Warum habe ich nicht statt deiner sterben können! Ich bin überflüssig in der Welt und nun hat unser Vater auch dich verlieren müssen!"

Die Stimme brach ihm wieder. Wuchtig begann auf ihm das Grauen zu lasten, das des Todes düstere Majestät einem jeden einflößt. Fast ungläubig starrte er in das friedliche Gesicht des Toten, der in des Vaters Armen eingeschlafen war. Es war so ganz anders, so fremd und erdentrückt. Noch waren die Grübchen in Wangen und Kinn, die seinen Zügen beim Lachen etwas so Freundliches und Herzgewinnendes verliehen hatten. Aber das Lachen selbst fehlte und die Mienen waren geheimnisvoll und verschlossen. Der da vor ihm entseelt lag, war gar nicht sein Bruder; der lebte nur noch in seiner Erinnerung. Nicht anders, als er selbst dem fröhlichen, übermütigen Burschen, der er vor zehn und fünfzehn Jahren gewesen, fremd geworden war.

Da wandte er den Kopf und suchte mit scheuem Blick des Vaters eben noch gebeugte Gestalt. Ein Grauen, stärker als zuvor, faßte ihn an, zum erstenmal begriff er, daß unser Leben nichts ist als ein tägliches Sterben, daß es sich von einem Leichensteine zum anderen immer mühseliger weiterschleppt, bis es zu seinem eigenen Markstein gekommen ist. Daß es nicht der Tod ist, den jegliche Kreatur erleiden muß, der uns scheidet — daß es das Leben ist, das uns die sterben läßt, die wir einst so innig liebten. Denn was ist die Entfremdung anders als Tod!

Da streckte er beide Hände gegen den alten Mann aus.

„Vater — lieber, armer Vater!" sagte er leise.

Einen Moment blieb es still in der Totenkammer. Der Rancher stand wieder ungebeugt und seinem lange auf den Sohn gerichteten Blick wohnte wieder die altgewohnte, durchdringende Schärfe inne. Dann faßte er die ihm gebotene Rechte, drückte sie flüchtig und gab sie wieder frei.

„Ja, ich bin arm zu nennen," begann er rauh und nickte nachdrücklich dazu. „Aber nicht wegen dem dort — unserm Bob ist wohl und ich weiß ihn in guter Hut." Ohne nach dem stillen Schläfer zu blicken, deutete er mit ausgestreckter Hand auf ihn. „Ja, das Leben ist grausam und nimmt, was es gegeben hat, mit Wucherzinsen zurück . . . nicht nur die Herzen und vertrauten Menschenseelen, deren Gemeinschaft uns beglückt hat; auch Stück um Stück von unserm Eigenen heischt es als Tribut. Wir müssen hergeben und zahlen, bis wir nichts mehr haben als das bißchen Leben — und das gibt man gern zurück! Ich habe nur noch dich, Floyd, und ich habe dich doch nicht mehr und kann dich in alle Ewigkeit nicht zurückgewinnen, denn ein Weib steht trennend zwischen uns und es ist ein stärkeres Hindernis und vermag dauernder zu trennen als Gebirge und Meere. Aber mir ist bange um dich! Wenn du mir diese Furcht aus der Seele nehmen und wieder mein Kind werden könntest, wie ehedem — ah! Dann wäre unser Bob nicht umsonst gestorben."

Je länger er sprach, desto häufiger wechselte Floyd die Gesichtsfarbe. Der alte Mann in seiner hoffnungslosen Verlassenheit tat ihm so leid, da lebten in ihm tausend Ströme der Zuneigung auf, die ihn zum Vater zogen und ihn drängten, diesem in die alten Tage Sonne zu bringen. Aber warum konnte der Vater seinen harten Sinn nicht erweichen und mußte im Liebesglück seines Sohnes nur Heimsuchung und lauernde Gefahr erblicken?

„Vater, warum an frische Wunden rühren!“ sagte er dumpf. „Ich bin nicht heraufgekommen, um mit dir zu rechten, und noch weniger, um dich durch Ungehorsam zu kränken. Ich gestehe dir freimütig im Angesicht unseres Toten: ich gäbe viel darum, könnte ich dir wieder Sohn sein. Aber um den Preis, den du verlangst, geht es nicht. Mag sein, daß du recht hast und ich an meiner Leidenschaft für Kate Lou zugrunde gehen muß. Fast bin ich auch schon an ihr irre geworden, Vater. Aber darum zieht es mich doch zu ihr. Wenn du gleich wieder die Hand gegen mich erhübest, so könnte ich dir doch keine andere Antwort geben als die, die ich im letzten Sommer gab!“

„Ich wußte es“, sagte der Alte, ohne dabei den Sohn anzublicken. „Du warst schon als Kind wie ein Bullenbeißer, der nicht mehr losläßt, wenn er sich irgendwo verbissen hat. . . . Wenn du durchaus in dein Unglück rennen willst, ich kann es nicht ändern. Jedenfalls macht es deinem Herzen Ehre, daß du sofort heraufgekommen bist — und ich danke dir dafür.“

Einen Moment zögerte er, als koste es ihm einen harten Kampf, zu sagen, was er hinzuzufügen entschlossen war.

„Und . . . was die häßliche Geschichte von damals anbetrifft, Floyd, so laß dir von deinem Vater sagen, daß es ihm leid ist — ich hätte mich nicht so weit vergessen dürfen. Aber wenn ein Schimpf dabei war, so traf er von uns beiden nicht — dich!“ Wieder zauderte er eine Weile, dann trat er einen Schritt zurück und atmete auf.

„So, das wäre alles, Floyd, weiter hätten wir uns wohl nichts zu sagen. Du mußt deinen Weg gehen — mich laß die eigene Straße weiter ziehen. Möge dir das Leben leichter sein als mir. Ich hätte dir gern dazu geholfen — was ihr Kinder an uns für Härte haltet, ist schließlich nur die von der eigenen Erfahrung eingegebene Angst um euch. Aber man muß seine Lebenserfahrungen selbst machen und sie mit dem eigenen Herzblut bezahlen, der Eltern gutgemeintes [illegible] bleibt doch leeres Gerede. Also, lebe wohl, Floyd.“ Er streckte ihm die Hand entgegen. „Müssen wir uns auch fremd sein — ich freue mich, fortan deiner ohne Groll gedenken zu können. Und treibt es dich einmal zu mir — solange mein Herz noch schlägt, steht es dir weit offen. — Nur für jenes Weib ist darin kein Raum!“

Floyd hatte mit tief auf die Brust gesenktem Kinn ihn aussprechen lassen. Eine große Traurigkeit lastete auf ihm, sie zwang ihn beinahe, sich dem alten Mann zu Füßen zu werfen. Und doch war es ganz unmöglich, denn auch hier im Totenzimmer lockten und leuchteten Kate Lous Märchenaugen. Heute und morgen mochte die Opferstimmung währen, aber kam erst wieder das Leben zu seinem Recht, dann zog es ihn doch wieder unaufhaltsam zu seinem Mädchen. Nur die Erinnerung an die früheren glücklichen Stunden hatte ihn ihr langes Fernsein und Schmollen ertragen lassen, und die Hoffnung auf ihre Wiederversöhnung war die einzige Leuchte in seiner Seele und sie durfte nicht erlöschen.

So nahm er die ausgestreckte Hand des Vaters und umspannte sie mit festem Druck.

Kein Wort wurde zwischen beiden mehr gewechselt. Der Rancher mochte auf eine andere Entschließung seines Ältesten gerechnet haben. Sein Scheideblick wurde förmlich und gemessen, er wandte sich wieder dem Toten zu, ging mit schleppenden Schritten ans Sterbelager und sank neben ihm auf einen Schemel.

Unschlüssig harrte Floyd noch eine Weile an der Tür. Es schien ihm unmöglich, daß ihn der Vater mit so kurzem Abschied wieder gehen ließe. Sehnsüchtig lauschte er auf ein weiteres, weicheres Wort aus seinem Munde. Als er aber merkte, daß er für den alten Mann nicht mehr länger vorhanden war, daß dieser voll in den Anblick des Toten versunken da saß, da öffnete er mit raschem Ruck die Türe, trat aus dem Raum und schloß die Türe lautlos hinter sich.

Auf der Treppe draußen stand Bessie. Ihrer verstörten Miene war anzumerken, daß sie gelauscht hatte. Nicht aus unedlen Beweggründen, sondern weil die Angst sie dazu getrieben hatte, um im Notfall zwischen Vater und Sohn vermitteln zu können.

Schweigend schritten sie die Treppe hinunter und traten in die Küche, wo Bessie bereits einen kräftigen Imbiß aufgetischt hatte.

Als sie ihn einlud, sich am Tische niederzulassen und dem Mahle zuzusprechen, wehrte er hastig ab.

„Ich danke dir für deinen guten Willen, Bessie, aber die Kehle ist mir wie zugeschnürt und ich könnte jetzt keinen Bissen zu mir nehmen. Zudem ist es für mich höchste Zeit aufzubrechen, denn morgen muß ich mich wieder auf die Minute pünktlich zur Einfahrt melden, und ich spüre die Mattigkeit jetzt schon. — Da muß man wohl oder übel wenigstens ein paar Stunden schlafen, um bei Kräften zu bleiben.“

Er sprach hastig und wortreich, wie um eine Aussprache mit dem Mädchen zu vermeiden. Geflissentlich vermied er auch, ihrem Blicke zu begegnen.

„Was ich noch sagen wollte: Vaters Erlaubnis nehme ich an und hole mir einen Gaul aus dem Weidepferch. Ich schicke ihn bei Gelegenheit wieder mit herauf. Nun lebe wohl, Bessie, tröste den alten Mann in seiner Heimsuchung.“

Damit reichte er ihr die Hand zum Abschied; sie nahm sie und hielt sie fest.

„Nur e i n Mensch lebt, der deinem Vater in seinem großen Jammer Trost gewähren könnte, das bist du, Floyd!“ begann sie eindringlich. „Ich schäme mich nicht, dir einzugestehen, daß ich eure Zwiesprache belauscht habe, und ich weiß, daß dein Vater auf dich angewiesen ist und dich nötig hat. Oh, Floyd,“ fuhr sie in großer Erregung fort und faltete bittend die Hände, „wenn du gut und selbstlos sein und deinem Vater wieder ein lieber Sohn werden könntest . . . Wüßte ich nur, wie ich dir's vorstellen müßte, damit du mich richtig verstehst. Man muß Opfer bringen können, Floyd, und wenn das eigene Herz noch so glückheischend mahnt und fordert. Man muß das eigene Glücksverlangen dem Glücke seiner Nächsten unterordnen . . . verzichten lernen auf das, was man für seine Seligkeit hält . . .“

Eine Blutwelle färbte sein Gesicht dunkel. Umsonst suchte er ihren tränenschimmernden Blick zurückzuweisen, er mußte unter ihm die Augen senken, denn er begriff, das das liebe, blonde Mädchen vor ihm das Herzensopfer längst selbst gebracht hatte, das sie nun auch von ihm heischte.

„Ich meine, wer auf seine Liebe verzichten kann, der hat sie niemals richtig empfunden!“ stieß er rauher hervor, als er es beabsichtigt hatte. „Es mag sein, daß die Liebe im Menschenherzen gar verschieden ist — lammfromm oder tigerwild. Aber ich kann von meinem Mädchen nicht lassen. Ja, es ist so!“ brauste er auf, als er ihrem forschenden Blicke wieder begegnete. „Ich kann und will von Kate Lou nicht lassen!“

„Wie aber, wenn sie von dir gelassen hätte?“ fragte sie rasch. „Ich wollte dir nicht wehtun, Floyd — aber man spricht doch darüber, daß ihr euch entzweit habt — —“

Ihr Blick verwirrte ihn. Das ärgerte ihn ungemein und ließ ihn die Brauen finster zusammenziehen.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß du auf müßiges Geklatsch hörst, Bessie. Liebesleute zanken und schmollen auch einmal miteinander, um so süßer ist nachher die Versöhnung. Kate Lou möchte gern in die Stadt und weil ich ihr darin nicht zu Willen bin, trotzt sie. Aber das gibt sich . . . laß sie nur erst wieder hier sein!“

„Sie ist ja zurück! Schon seit beinahe einer Woche. Wußtest du das nicht?“

Bestürzt starrte Floyd sie an. Kate Lou war seit einer Woche wieder daheim und hatte ihn nicht von ihrer Rückkehr benachrichtigt! Dann stieg ihm jäh das Blut zu Kopf und er fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Er hatte sich darüber gewundert, daß Goliath einige Tage zuvor unentschuldigt eine Schicht versäumt und er ihn später nach der Ausfahrt im Sonntagsstaat gesehen hatte. Sollte er um Kate Lous Heimkunft gewußt und sie hinter seinem Rücken aufgesucht haben?

Ein körperlicher Schwindel überkam ihn bei dieser Vorstellung, wieder raunten in ihm verworrene Stimmen und eine Wut, vor der er selbst erschrak, stieg in ihm auf.

„Ich komme nur an den Zahltagen aus dem Lager“, schützte er vor. „Es mag sein, daß bei Doc Trumphour ein Brief für mich lagert. Selbstverständlich treffe ich Kate Lou am nächsten Zahltagabend und darum bleibt sie doch mein und ich lasse nicht von ihr. Will der alte Mann“ — er nickte in der Richtung nach dem Oberstock — „wirklich Versöhnung haben, so braucht er Kate Lou nur als Schwiegertochter anzuerkennen und — —“

„Darauf hoffe nie. . . . Ich denke doch, du kennst deinen Vater!“

„Warum hältst du mich dann unnötig auf! Ich sagte dir doch schon, daß ich aufbrechen muß!“

Das Verlangen, von ihr fortzukommen, kam so deutlich in seinen verärgerten Zügen zum Ausdruck, daß es auch in ihrer Seele bitter zürnend aufstieg. Aber sie bezwang ihren Unwillen.

„Du hättest den Winter über in dich gehen sollen, Floyd! Nein, zucke nicht so voll Unmut mit den Schultern . . . Denke, ich sei deine Schwester, die zu dir spricht. Ich möchte so gern, daß in diesem heimgesuchten Haus wieder Frieden herrscht. Wie lange macht es dein Vater noch — — und dann kommt die Reue. Ich kenne dich doch Floyd! Du würdest dir bittere Vorwürfe machen und deines Glückes niemals froh werden — wenn das Mädchen dir überhaupt ein Glück zu bieten hätte. Aber sie will ja gar nicht dich, sie sucht nur den Mann, der ihrem Leichtsinn willig Vorschub leistet . . . Nichts schaffen, aber sich putzen, aus jedem Werktag einen Feiertag machen, danach steht ihr Sinn.“

(Fortsetzung folgt.)

Succu, der Herr von Sardinien.

Von unserem römischen Korrespondenten.

Rom, Anfang April 1927.

Jener Christian Vulpius, dessen Schwester keinen Geringeren als Goethe heiratete, ist jetzt gerade hundert Jahre tot, und so ziemt es sich, dem Romanschriftsteller, dem Verfasser des unsterblichen „Rinaldo Rinaldini“ einen Jubiläumsaufsatz zu schreiben. Aber gerade, wie ich mich an die Schreibmaschine setzen will, fällt, nächtlicherweise, ein Schuß, und das Leben schiebt mich, eifersüchtig auf seine bessere Kunst, auf die Seite. Setzt sich selber hin und legt los, daß die Funken stieben. Nicht ohne ein mokantes Lächeln über die Herren Literaten und Skribenten, die den wackeren Rinaldini ganz sicher veraltet gefunden hätten. Man denke, das Werk erschien schon 1798! Was soll uns da im Zeitalter der Flugzeuge die Räuberromantik!

Und doch ist sie bis zu dieser Stunde nicht ausgestorben. Rinaldini hat immer wieder Nachfolger gefunden und am 1. April dieses Jahres konnten die italienischen Zeitungen von dem dramatischen Ende des berühmten sardinischen Räuberhauptmanns Onorato Succu berichten. Vulpius' Volksbuch hätte keine bessere Würdigung finden können als durch diese wahrheitsgemäße Wiederholung. Alle jene herben Mannestugenden, die Rinaldini auszeichneten, verkörperte Succu, der ungekrönte König von Sardinien. Um sein Haupt webte das Volk den gleichen Legendenkranz von Schrecken und Abenteuern und Wohltaten. Er war der Modellräuber, der Beschützer der Armen und Schwachen, die Furcht der Wanderer und Gendarmen, und nicht fehlte seine wunderschöne Begleiterin, jene Serafina Manca, die er stolz vor den Altar führte.

Ein Stück italienischer, ein bedeutendes Kapitel sardinischer Geschichte schließt mit dem Tode dieses Briganten. Es beginnt mit einem Testament, das ein reicher Grundbesitzer von Orgosolo vor zwanzig Jahren hinterließ. Um dieses Erbe entspann sich ein blutiger Streit zwischen den Familien Cossu und Corraine, der nach dem ersten Totschlag in den endlosen Lauf der Blutrache mündete. Dazu kam noch das romantische Element: die Schwester des Erschlagenen war von dem Mörder zum Weib begehrt worden, doch hatten die Eltern, eine nur mit Blut zu tilgende Schmach, den Freier abgewiesen. Als das Gericht den Mörder freisprach, beschloß die unterlegene Familie Corraine, Selbstjustiz zu üben, das heißt, sie gründete eine Bande, die sich außerhalb des Gesetzes stellte. Ihr schlossen sich auch die Brüder Succu an und andere, so daß sich bald eine Sondergerichtsbarkeit bemerkbar machte. Sie verhängte die Acht, sie arbeitete mit Feuer und Blei. Ein Verbrechen jagte das andere, es kam zu den ersten Scharmützeln mit den Carabinieri. Eines Tages übernahm Onorato Succu den Oberbefehl und nun nahm die Fehde derart ausrottende Formen an, daß beide Parteien — die Corraine hatten inzwischen natürlich auch ihre Bande gegründet — schließlich einen Waffenstillstand eingingen und im Jahre 1910 in aller Form vor den Behörden und dem Bischof Frieden schlossen. Vielfacher Mörder ein jeder, stiegen die Briganten ungestört von ihren Bergen herunter zu dem feierlichen Akt. Kein Polizeisoldat wagte ihnen ein Haar zu krümmen. Denn auch die Regierung in ihrer völligen Machtlosigkeit atmete angesichts des Friedensschlusses auf.

Danach wollten eine Anzahl der Banditen auch zu einem gesetzmäßigen Leben zurückkehren. Es kam zu Verhandlungen mit den Behörden, die ihnen tatsächlich trotz der ihnen zur Last gelegten 23 Mordtaten Straffreiheit zusicherten. Einer aber stellte sich nicht, einer zog dem Gesetz der Paragraphen, an deren Gerechtigkeit er nicht glaubte, das ungeschriebene Gesetze der Berge vor, einer verlangte, daß man ihn seinen Schicksalsweg gehen lasse: Onorato Succu. Er war ein schöner Mann, der sich elegant zu kleiden wußte, er war mehr: ein ganzer Kerl. Mutig, freiheitsdurstig, eine Führernatur. Mit einigen Getreuen kehrte er nach dem „processone“, dem Riesenprozeß, in seine geliebte Gesetzlosigkeit zurück. Jetzt leitete ihn keine Blutrache mehr, nur sein inneres Königtum, und stolz und ergeben zugleich nannte er sich einen Sklaven seines Schicksals. Nun formulierte er, Verwandte und Freunde um sich versammelnd, die „legge della Montagna“, das Gesetz seiner Berge: „In den Bergen von Orgosolo darf bei Todesstrafe nicht geräubert, nicht erpreßt, nicht gemordet werden!“

Noch einmal baute ihm die Regierung goldene Brücken. Freies Geleite wurde ihm für seine Hochzeit zugesichert, als er seine Jugendliebe heimführte. Mit vier Trauzeugen erschien er vor dem Bürgermeister und einige Tage später legte der Priester die Hand Serafinas in die seine, während draußen sein Gewehr stand. Diesen Tag und diese Nacht gab ihm die Polizei frei, dann war er wieder in Acht und Bann. Und so durfte er es eine Zeitlang nur des Nachts wagen, ins Dorf herunterzukommen und seine junge Frau zu besuchen.

Die wildschöne Frau Räuberhauptmann war natürlich bald genug in Italien ein Objekt der Neugierde, der Maler und Photographen. Aber sie posierte niemals. Ihre Stellung erlaubte ihr das nicht. Schließlich folgte sie ihrem Manne nach, wie es der rührende Räuberroman schildert. Manchmal stieß sie beim Einkaufen in den Ortschaften auf Carabinieri, die aber drückten dann beide Augen zu, und fragte sie ja einer nach Mann und Gewehr, nach dem Erlaubnisschein für die eingehandelten Patronen, so blitzte sie ihn nur an: Würde deine Frau dich verraten?

Es kam der große Krieg. Onorato Succu setzte sich hin und schrieb an Seine Majestät, den König von Italien: „Ich will nicht von Menschen abgeurteilt werden, ich ersehne den schönen Tod vor dem Feinde, und bin bereit, mich zu stellen, unter der Bedingung, daß ich statt vor das Schwurgericht, sofort in die vorderste Linie gestellt werde.“

Sein Vorschlag mußte abgelehnt werden und grollend verkroch sich Succu, verbreitete Schrecken, wie die einen, tat Gutes, wie die andern sagen. Tatsache ist, daß er einmal zwei Kinderräuber, die bei ihm Zuflucht suchten, selber vor das Räubergericht stellte, verurteilte und der ordentlichen Gerichtsbarkeit auslieferte.

Undankbarerweise heftete sich die Polizei nach dem Kriege zäher denn je an seine Fersen. Man sagte ihm sechzig oder mehr Kapitalverbrechen nach. Auf seinen Kopf wurde ein Preis von 80 000 Lire ausgesetzt, ein ungeheures Vermögen in den Augen eines armen Sarden. Und dennoch wagte es keiner, ihn zu verraten und er selber schwur, daß er niemals lebendig in die Hände der Carabinieri fallen werde. Wurde er früher verfolgt, nach jener Hochzeitsnacht gejagt, so nun gehetzt. Mussolini erließ den Befehl zur unerbittlichen Säuberung von Sizilien und Sardinien. Mit diesem Gegner, das wußte Succu, war nicht zu spaßen. Jetzt ging es stündlich, Tag und Nacht um das Leben.

Die Nacht zum 30. März war dunkel und regnerisch. Succu und seine Räuber hatten sich in eine Hütte geflüchtet, ein Feuer angemacht und ein Huhn gebraten. Keiner dachte an Schlaf, sie wußten, ein starkes Fähnlein war ihnen auf der Spur. Zum Teufel mit dieser Finsternis, kein Prismenfeldstecher, und sie verfügten über die besten deutschen Marken, vermochte sie zu durchdringen. Noch einen Patronengürtel umgeschnallt! Da — ein Schritt — ein Anruf: Ergebt euch oder wir schießen!

Ohne ein Wort zu verlieren, streckte der Hauptmann den unvorsichtigen Carabiniere mit einem Herzschuß nieder. Das Gefecht begann. Hageldicht klatschten die Kugeln durch das Blätterwerk und das morsche Holz der Hütte, während die Verteidiger kein zweites Ziel mehr fanden. In einer Feuerpause konnten die Angreifer hören, wie die Räuber beratschlagten und schließlich beschlossen, sich zu ergeben. Nun war es klar, daß eine Kugel dem Leben Succus ein Ende gemacht hatte. Er war seinem Schwur nicht untreu geworden. Nur einer der Banditen wollte flüchten, wurde aber gleichfalls von dem tödlichen Blei erreicht.

Vier Tote und ein Schwerverwundeter lagen auf dem Platze, als die gesetzmäßige Gewalt über die willkürliche siegte.

Serafina Manca ist seither unauffindbar. Es heißt auch, sie sei schon früher gestorben. Es heißt auch, Onorato Succu sei nun aber ganz bestimmt der allerletzte Räuberhauptmann gewesen . . .

Gustav W. Eberlein.

Wie erhalte ich meinen Mann bei guter Laune?

Praktische Ratschläge.

Mache nie ein freundliches Gesicht!

Gehe nie auf einen Witz deines Mannes ein!

Sei mit allem unzufrieden!

Komme nie mit dem Wirtschaftsgeld aus!

Ziehe zu Hause nie etwas Hübsches an, immer nur, wenn du Fremde erwartest!

Sieh zu, daß das Essen nie zur rechten Zeit fertig ist!

Wenn das Essen schlecht zubereitet ist, so sage: Was kann ich dafür?!

Sollte dein Mann Raucher sein, so verbiete ihm das Qualmen. Es schadet deinen Vorhängen!

Sorge dafür, daß die Zeitung nie an einem bestimmten Platz ist; der Mann hat ja Zeit, sie zu suchen.

Wenn dein Kind schlechte Noten heimbringt, so gib dem Lehrer schuld.

Richte nie die Uhren und die Kalender!

Wenn du dies alles befolgst, so kannst du sicher sein, daß die Liebe und Achtung deines Mannes ständig wachsen.

Isabella.

„La Vicomtesse de Marmaront".

Die Geschichte einer Rose von Georg Paul Lücke.

Das Ungeheuer Paris schlief nach blutschwangerem Tage. Zuweilen nur drang stumpfer Rhythmus aus trunkenen Kehlen, die Marseillaise, verebbte in muffigen Gassen. Schwach erhellt vom Widerschein der Laternen lastete die Nacht.

Der Bürger Latour warf einen zagen Blick auf die Straße, wo ein Schatten sich an den Mauern drückte, schloß dann das Fenster und zog den Vorhang vor. Trat zurück in die ärmliche Stube an den wackeligen Tisch.

Der im Luftzug nachzitternde Schein der Kerzen im Armleuchter täuschte ihm flüchtige Bilder vor, wesenlose Frauenpuppen, zierlich schreitende Kavaliere.

Schmalrückig stand ihm die Nase zwischen den Backenfalten, und seine Augen trugen einen Schimmer von Melancholie.

„Vorbei!" stieß er durch zusammengepreßte Lippen. Ein Griff an die hochgeschlossene Halsbinde, ein Streichen über das modisch gekämmte schwarze Haar, das in Strähnen auf die Schultern fiel, dann zog behutsam die sorglich gepflegte schmucklose Hand die Hülle von der Vitrine, und schärfer stach sein Blick in das Glas.

Sammetgrün, silberüberhaucht hüllten die jungen Blätter den Stock. Im Werden lag, weich im Flaum der hüllenden Decke, die junge Knospe. Was schönen Frauen zum Dienst einst Spielerei, gab ihm heute kargen Verdienst, den niemand ihm neidete.

Was wollte man von ihm? — Aus der Kunst eines Narren, der seinen Rosen lebte, als wären sie seine Kinder, zogen heute die Blumenmädchen klingenden Nutzen. So lebte er dahin, traumhaft, glücklos, der einen da nur zur Liebe, in der noch einmal Jahrhunderten der Inhalt seines Lebens erstehen sollte.

Wie erwartende Elternliebe dem Kommenden schon vor der Geburt den Namen sucht, war die Bezeichnung das erste gewesen, was er seiner Züchtung gab. Keiner kannte das seltsame Geheimnis, das, im Geheimfach wohl verwahrt, ein Zufall vielleicht einmal den Nachkommenden enthüllte.

Ein Klopfen an der Tür. Hastig streifte Latour die Hülle über das Glas, ging hin und öffnete, nahm das Kästchen und gab eine Hand voll Gold dafür. Lauschte noch, bis der Bote sich entfernt, verriegelte die Tür und stellte den Kasten auf den Tisch, öffnete ihn mit leisem Erschaudern.

Zehn Fläschchen enthielt er heute, jedes mit Etikett versehen, auf dem ein Name stand.

Zehn — — hatten heute den Nacken der Guillotine gebeugt. — Eines nach dem anderen entnahm er, prüfte den Inhalt gegen das Licht, las: „Enid de la Marguerie!" — Der Lebensprühende, der ihm lachend noch die Hand gedrückt vor der Flucht nach England. — Heute als Spion des Königs gerichtet.

„Amarande de Venticours?" — Gute, alte Dame! Dafür, daß sie zum Entsetzen der Noblesse von Versailles mit vier Rappen durch stinkende Gassen fuhr und Louisd'ores streute, hatte ihr heute die wiehernde Menge den Dank quittiert.

Und andere waren da, Sterne einst am Himmel eines Königs, Flittergold heute, de Belleville, der geistreiche Plänkler — Gentillat de Vivis von der Schweizer Garde, Spieler und Favorit einer Königin — die Brüder Barserac de Cuvillier, die ewigen Spötter — Saintclaire, der hübsche Abbé und . . . da?

Latour taumelte, schloß die Augen, krampfte mit bebender Faust den Tisch.

Nein! — Nein! — Ein Schrei würgte herauf aus stockender Kehle, gellte in die Stille der Nacht: „Blancherose, Vicomtesse de Marmaront!"

Da stand mit plumper Tatze hingemalt auf schmutziges Papier der Name, der ihm einst alles gewesen.

Die Rose, die der faulende Atem einer stickig gewordenen Zeit ihres Duftes nicht hatte berauben können, weil sie nur ihn geliebt, hatte der Sturm gebrochen.

Mit zitternden Fingern hob er das Glas gegen das Licht. Funkelnder Rubin, klar und unverdickt, wie der Purpur von Burgund in lachender Sonne geboren, das Blut eines Kindes, heute vergossen, nur weil es einen Namen trug.

Das also sollte es sein? — Roseblanche de Marmaront im Dufte seiner Schöpfung wiedererstehen? — Der edle Saft ihrer Adern dem werdenden Gebilde Farbe geben, Wesen verleihen, Jahrhunderte entzücken in berauschender Wiedergeburt? —

Er hatte Rosen von seltenster Tönung gezüchtet durch den Saft, mit dem er sie nährte, hatte Wasser mit Giften getränkt, in der Retorte geklärt mit Hunderten glühender Blüten. Einer Laune folgend zum Experiment, hatte er das Blut verfeinerter Geschlechter, aufgefangen unter dem Schaffot, dem Schergen mit schnödem Gelde bezahlt.

War das Bestimmung? — Und er faltete die Hände zum Gebet: Nur zwei, drei Tage noch leben, bis die Knospe sprang, die Farbe nahm, die sie genährt. —

— — Mitten im Wogen der heulenden Meute ein heller Ruf: Es lebe der König! — Erstickt unter würgenden Fäusten . . .

Am nächsten Morgen stand der Bürger Latour auf den schlüpfrigen Brettern in lichtseidener Kniehose, jabotgeziertem Hemd, das Haar zierlich gekräuselt und gepudert wie einst. Er lachte dem Keifen des Pöbels, denn das Wunder war ihm geworden, das Leben galt ihm nichts mehr.

Und als der Scherge kam, in der Nacht dem Bürger Latour das Fläschchen zu bringen, auf dem ein Name stand: Guy, Marquis de la Tournelle, fand er die Türe offen.

Eine vollerblühte Rose stand unter der Vitrine auf wackeligem Tisch, und ein seltsames Leuchten war da in der Dämmerung wie pures, rotes Gold. Doch als er das Glas hob und nach der Rose griff, sie der Liebsten zu bringen, durchschwängerte ein modrig süßer Duft betäubend den Raum. Die Rose blieb entblättert in seiner rauhen Hand.

„La Vicomtesse de Marmaront" war zu zart für das Leben.



Bunte Chronik



* **Goethe im Dutzend.** Der im Vorjahr verstorbene Literaturforscher Prof. Muncker in München war ein großer Goethe-Verehrer. Eines Tages nun trat, wie Fritz Strich erzählt, der bekannte Psychiater Prof. Kraepelin zu ihm und fragte ihn, ob der alte Goethe eigentlich noch normal gewesen wäre, worauf Muncker erwiderte, daß Goethe überhaupt nie im Leben normal gewesen sei, da er ein Genius war. Kraepelin wies nunmehr darauf hin, daß der Dichter des zweiten Faustteiles aber doch „die ersten Spuren beginnender Gehirnerweichung" zeige. Vielleicht wäre hier ein Nachlassen der Gestaltungskraft wahrzunehmen, meinte Muncker, aber doch nicht Gehirnerweichung! Aber Kraepelin wußte es besser. Er klopfte dem entsetzten Muncker auf die Schulter und sagte: „Lieber Kollege, das kann ich besser beurteilen. Solche Leute kommen täglich zu mir in die Sprechstunde!"

*

* **Die Spiegeljagd auf Lerchen.** Auf eine seltsame Art pflegt man in Belgien alljährlich im ersten Frühling Lerchen zu „jagen". Wenn die Sonne recht hell scheint und hoch in den Lüften die Lerchen jubeln, so stellt der Lerchenjäger dicht neben einen Busch, hinter den er sich versteckt, — einen Spiegel hin, und zwar so, daß die Sonnenstrahlen das Glas senkrecht treffen. Dann beginnt er den Spiegel zu drehen, so daß die Strahlen nach allen Seiten blitzen, und dies ungewohnte Strahlen macht die Lerchen nun so verwirrt, daß sie alsbald herabsteigen und in die Nähe des Spiegels kommen, worauf sie natürlich leicht abgeschossen werden können.

*

* **Die Pupille der Katze als Uhr.** Die Chinesen haben es seit langem herausgefunden, daß sich aus der Größe der Pupillen der Katzen die Zeit ziemlich genau erkennen läßt. Um die Mittagszeit steht nämlich die Pupille der Katze ziemlich senkrecht und dehnt sich im Laufe des Nachmittags wieder allmählich aus.

Lustige Rundschau



* **Variante.** Nach einer Glanzleistung der gefeierten Sängerin Rosa Sucher verfaßte ein Enthusiast eine Hymne, in der er die Vortragende als die Göttin des Gesanges bezeichnete. Die Zeitung, der er das Gedicht zum Abdruck einsandte, versah das Manuskript mit der Randbemerkung: „Der Mensch vergött're die Sucher nicht!"

*

* **Aus einem Roman.** „Nach diesem Schicksalsschlage ging Arthur in ein Restaurant, setzte sich in eine stille Ecke, ließ sich drei Eier kommen und versank in dumpfes Brüten."

*

* **Das gehorsame Tier.** „Einen schönen Dackl haben Sie da, Herr Oberförster!" — „Und wie folgsam der ist; wann i zu dem sag: Waldl, ob de hergehst oder nöt!? — nacha geht er her, — oder nöt!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G.m.b.H. in Bromberg.